

■ Drucksachen

Die Organisation zur Klasse – aus dem vor 170 Jahren erschienenen »Manifest der Kommunistischen Partei«. Klassiker

■ Schwarzer Kanal

Sigmar Gabriels neue außenpolitische Maxime lautet: Alles zum Schlachten vorbereiten, aber als Vegetarismus verkaufen.

■ Reportage

Fest verwurzelter Widerstand: Seit Jahren kämpfen Umweltschutzaktivisten gegen die Rodung des Hambacher Forstes

■ XYZ

Vom Zyniker, Medienmenschen und Gewaltenthusiasten: Heiner-Müller-Schmähungen in der Literatur nach 1990



IW-ARCHIV

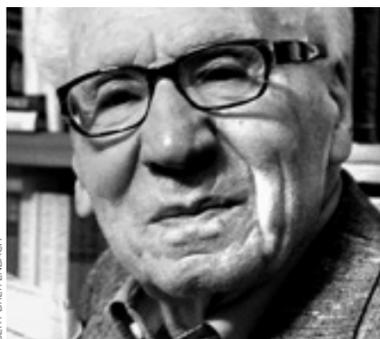
»Widerlich, diese Umkehrung von Ursache und Folgen«

Gespräch mit Moritz Mebel ■ Über den Kampf der Roten Armee, die Barbarei des deutschen Faschismus und dessen Verklärung heutzutage

Sie, ein Deutscher, verteidigten im Oktober 1941 die sowjetische Hauptstadt. Die faschistische Wehrmacht stand praktisch vor den Toren Moskaus. Sie hatten sich als 18jähriger Medizinstudent freiwillig gemeldet. Warum?

Sollte ich vielleicht zusehen, dass diese Verbrecherbande die Sowjetunion überrannte? Ich meldete mich im Kreiskomitee des Komsomol. Dort sagte man mir, dass in allen Stadtbezirken Arbeiterbataillone aus Freiwilligen gebildet werden würden. Ich trug mich in eine Liste ein, zu Hause wurde meine Entscheidung gebilligt. Am nächsten Morgen fand ich mich am Sammelpunkt ein. Wir wurden notdürftig ausgebildet, nach einer Woche ging es an die Front.

Die Front befand sich bereits an der Wolokolamsker Chaussee, etwa dreißig Kilometer vor Moskau. Wenn man heute vom Flughafen Scheremetjewo in die Stadt fährt, sieht man die roten Mahnmale, vergrößerte Panzersper-



BEERT BREITENBACH

Moritz Mebel ...

lebt in Berlin und wird in der kommenden Woche 95 Jahre alt. Er wurde am 23. Februar 1923 in Erfurt geboren, verließ, keine zehn Jahre alt, mit Mutter und Schwester Deutschland. Der Vater folgte kurze Zeit später der Familie in die Sowjetunion nach. Von 1941 bis 1945 kämpfte er in der Roten Armee, danach war er bis 1947 in der Sowjetischen Militäradministration tätig. Nach Medizinstudium, Arzttätigkeit und Promotion in der Sowjetunion ging er 1958 in die DDR. Dreißig Jahre lang arbeitete er, bis zu seiner Emeritierung, als Urologe und Forscher. Er gehörte seit 1971 dem ZK der SED an, von 1983 bis 1990 war er Vorsitzender der DDR-Sektion der Ärzte zur Verhütung eines Nuklearkrieges (IPPNW). 2014 wurde er Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften.

ren, wie sie seinerzeit überall dort errichtet wurden. Dabei wird klar, dass die Behauptungen in deutschen Landerinnerungen, man habe von hier aus bereits die goldenen Türme des Kreml leuchten sehen, Unsinn waren.

Sie waren insofern unzutreffend, als man von dort aus, selbst bei bestem Wetter, nicht ins Herz der Hauptstadt blicken konnte. Da war der Wunsch Vater des Gedankens. Es sollte wohl eher heißen: Wir waren so dicht dran ...

Wir bezogen als 3. Moskauer Kommunistische Infanteriedivision, zu der die Arbeiterbataillone zusammengefasst worden waren, an der Wolokolamsker Chaussee Stellung. Es war bereits bitterkalt, wir besaßen keine Winterkleidung und nur schlechte Waffen, zum Teil waren es Vorderlader aus dem vorigen Jahrhundert. Vor uns lagen Einheiten der Roten Armee, die Panfilow-Division. Die Wehrmacht kam nicht durch, am 8. November gingen wir zum Gegenangriff über. Die

deutsch-faschistischen Truppen zogen sich etwa hundert Kilometer zurück. Seit dem 22. Juni 1941, eigentlich seit Beginn des Krieges am 1. September 1939, waren sie immer nur vorwärts gestürmt. Erstmals waren sie nun gestoppt und sogar zurückgeworfen worden.

Über die »Panfilowzy«, über die seinerzeit viel geschrieben wurde und die ihren Heldenmut mit dem Leben

■ Fortsetzung auf Seite zwei

In der vordersten Linie:
Die Verteidiger Moskaus
im Dezember 1941

■ Fortsetzung von Seite eins

bezahlen*, wird insbesondere in Deutschland gern Kritisches verbreitet. Alles Propaganda, heißt es. In der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* war am 28. Juli 2015 unter der Überschrift »Die unfassbare Lüge dieser Helden« zu lesen, dass das alles nicht stimmt und ein Mythos sei.

Natürlich. Hat Hitlerdeutschland die Sowjetunion überhaupt überfallen? Die



Zwischenstop Dresden: Moritz Mebel (links) im Juni 1945 auf dem Weg in die Mongolei

herrschenden Kreise in Deutschland scheinen es bis heute nicht verkraftet zu haben, dass der Siegeszug der Wehrmacht vor Moskau gestoppt und ein reichliches Jahr später in Stalingrad die Kriegswende erzwungen wurde. Von den Russen. Vermutlich deshalb war am 2. Februar, als in Wolgograd an die siegreiche Schlacht vor 75 Jahren erinnert wurde, kein offizieller Vertreter aus Berlin anwesend. Sieht man einmal von einigen Bundestagsabgeordneten der Linken ab.

Die Berichte in den hiesigen Medien am 2. Februar 2018 waren entsprechend. Erstens beklagte man die eigenen Verluste (ZDF: »Mehr als 100.000 deutsche Soldaten gingen in Gefangenschaft, die allermeisten Schicksale sind bis heute ungeklärt«), zweitens mokierte man sich über die Art des Gedenkens (*Wirtschaftswoche*: »Je weiter der Sieg zurückliegt, desto größer und pompöser werden die Paraden«), drittens schließlich erregte man sich darüber, dass die Russen wiederum die Geschichtsklitterung in einigen Ländern kritisierten. Kein wichtiges BRD-Medium aber stellte die zentralen Fragen: Was suchten die deutschen Soldaten an der Wolga? Warum mussten mehr als 700.000 Menschen in und um Stalingrad sterben?

Widerlich, diese Umkehrung von Ursache und Folgen. Als wir Ende 1941 die hundert Kilometer vorrückten, sahen wir zum ersten Mal, wie die deutsch-faschistischen Truppen gewütet hatten. Niedergebrannte Häuser, massakrierte Zivilisten, erschlagene Kinder in Ziehbrunnen ... Bis dahin hatten wir so etwas nicht für möglich gehalten. Unglaublich, unvorstellbar. Solche Greuel taten sollten mich über Jahre, bis zum Ende des Krieges begleiten. Die Erinnerungen daran kann mir kein noch so feinsinniger Feuilletonist und kein Politiker ohne Geschichtsbewusstsein ausreden. Im Februar 1942 wurde unsere Infan-

teriedivision an der Nord-West-Front eingesetzt. Zu jener Zeit hatten wir bereits ordentliche Gewehre, Wattejacken, Wattehosen, warme Unterwäsche sowie Filzstiefel bekommen. Bei eisiger Kälte und scharfem Wind konnte man kaum atmen, es waren minus 42 Grad. Wir erhielten den Befehl, das Dorf Pawlowo erneut einzunehmen. Der Ort war zuvor von einer anderen sowjetischen Einheit gestürmt worden, musste aber unter großen Verlusten wieder aufgegeben werden. Vor uns tiefer Schnee, kein Hügel, der Deckung bot. Mit »Hurra« stampften wir im Schnee vorwärts, einige blieben getroffen liegen – tot oder verwundet. Plötzlich wurde es still, kein Schuss fiel mehr. Wir hatten das Dorf, die brennenden Trümmer, eingenommen. Der Feind war geflohen. Leichen von Rotarmisten lagen auf dem hartgefrorenen Boden. Wir trugen sie zusammen. In einer bunkerartigen Erdhütte fanden wir den Leichnam des sowjetischen Regimentskommissars. Er lehnte an der Wand, seine beiden Unterarme waren verkohlt. Vor ihrem Rückzug hatten ihn die Nazisoldaten angezündet.

Im März 1942 kamen Sie in die 7. Abteilung der neu formierten 53. Armee. Diese »7. Verwaltung der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee«, wie sie korrekt hieß, besorgte die Frontpropaganda gegen den Feind – mit Flugblättern, mit Lautsprechern im Schützengraben, mit Rundfunksendungen, später auch mit Zeitungen. Es heißt, dass die Frontpropaganda erst nach Stalingrad Wirkung zeigte.

Das trifft zu, wobei ich auch technische Gründe sehe. Am Anfang besaßen wir nur primitive Sprachrohre, Flüstertüten genannt. Dann kamen Lautsprecher, stationäre und später auch mobile. Aber natürlich hatte der Kriegsverlauf Auswirkungen auf das Denken der Soldaten und folglich änderte sich auch die Resonanz auf unsere Propaganda. Erst nach dem Verlust der 6. Armee – also nach fast vier Jahren, in denen Deutschland bereits Krieg führte und in Auschwitz und anderswo die Krematoriumsschlote rauchten – kamen bei den deutschen Soldaten ernsthaft Zweifel auf, ob das, was sie hier taten, rechtens und richtig war. So wurde mancher empfänglich für unsere Botschaft.

Und die lautete?

Die erste und wichtigste Botschaft war: Werft die Waffen weg und kommt zu uns. So rettet ihr euer Leben und helft, den Krieg zu verkürzen.

Im Sommer 1943 nahmen Sie an der Schlacht am Kursker Bogen teil. Die Deutschen hatten für das »Unternehmen Zitadelle« zwei Armeen mit 625.000 Mann und mehr als 10.000 gepanzerte Fahrzeuge aufgeboden. Dieser gewaltige Versuch, die strategische Offensive zurückzugewinnen, gilt als die größte Panzerschlacht der Weltgeschichte. Sie endete bekanntlich in einem Fiasko für die Wehrmacht.

Ich entsinne mich, dass wir, ehe wir das östliche Ufer des Dnepr erreichten, uns hunderte Kilometer über »verbrannte Erde« bewegten. Die Siedlungen und Dörfer waren verwüstet und niedergebrannt, alte Menschen, Kinder und Invaliden von den zurückweichenden deutschen Soldaten mitunter in Scheunen getrieben und diese angezündet worden. Frauen und Mädchen hingegen hatten die Deutschen mehrheitlich zur Zwangsarbeit ins Reich oder in Wehrmachtsbordelle im Hinterland verschleppt. Das erfuhren wir von geflüchteten Dorfbewohnern. Aber müssen wir über solche Barbarei reden?

Ich denke schon. Nicht nur, weil Sie einer der wenigen noch lebenden Zeugen sind, die das mit eigenen Augen sahen und darüber berichten können. Sondern weil der Drang hierzulande ungebrochen ist, ja in letzter Zeit sogar zuzunehmen scheint, die deutschen Verbrechen zu relativieren oder gar zu verschweigen und deutsches Leid – das es zweifellos auch

gab – dagegen zu betonen. Deutsche waren Opfer, Russen die Täter! Auf einem solchen Boden wächst die aktuell gewollte politische Ablehnung Russlands.

Einverstanden, in dieser Hinsicht muss gelegentlich an die schreckliche Zeit erinnert werden, auch wenn – die persönliche Bemerkung sei gestattet – in meinen nunmehr fast 95 Lebensjahren die Zeit, in der ich die Sowjetuniform trug, nur einen Bruchteil ausmacht. Ich finde es zum Kotzen, wie trotz dieser Vergangenheit mit den Russen umgegangen wird. Angesichts dieser Verbrechen wäre ein wenig mehr Demut und auch Verständnis ihre Haltung angebracht.

Aber Ihr Lebensabschnitt in Uniform war vermutlich kein unwichtiger.

Das ist wohl wahr. Zumal ich wiederholt großes Glück hatte und überlebte. Als wir, wie erwähnt, den Dnepr erreichten und auf dem jenseitigen Ufer einen Brückenkopf erobert hatten, bekam ich den Befehl, in einem Schlauchboot mit der Lautsprecheranlage und natürlich mit Munitionskisten überzusetzen. Der Fluss war an dieser Stelle ziemlich breit und vom höher gelegenen Westufer gut überschaubar. Von dort wurde die ganze Zeit heftig auf uns geschossen. Und ich konnte nicht schwimmen! Doch wir kenterten nicht und wurden auch nicht getroffen. Als ich drüben war, konnte ich gleich wieder umkehren. Die Unsrigen hatten inzwischen auf breiter Front den Dnepr überquert, ich musste nicht den Brückenkopf propagandistisch verstärken. Aber zweimal als Nichtschwimmer über den Strom. Das war gefährlich.

Ein andermal trennten mich vielleicht zehn Minuten vom Exitus. Etwa fünfzig Kilometer hinter Tscherkassy am Westufer des Dnepr, bei Korsun-Schewtschenkowski, war ich mit unserem Lautsprecherwagen auf befreitem Gebiet unterwegs. Die Straße sei feindfrei, hatte es geheißt. Was nicht ganz stimmte. Wenn unser Auto auch nur ein wenig schneller gefahren wäre, hätten wir, wie uns erst später bewusst wurde, dem Feind in die Hände fallen können. Als deutscher Jude und Politoffizier in der Roten Armee! Die waren gemäß Hitlers »Kommissarbefehl« sofort zu erschießen. Lieber jagte ich mir selbst eine Kugel in den Kopf, als den Deutschen in die Hände zu fallen.

Machten Sie eigene Beobachtungen von dem, was heute gemeinhin als Holocaust oder Shoah, »das große Unglück«, bezeichnet wird?

Ach, wissen Sie, es gibt kein geteiltes Leid. Die vielen Toten, die ich als Soldat sah, trugen keine Pässe, die sie als Angehörige einer Nationalität oder einer Glaubensgemeinschaft auswiesen. Aber jeder hatte eine Mutter und eine Familie, die um ihn trauerte. Jeder Tote war ein Mensch, ein Individuum, etwas Besonderes. Das wurde doch dadurch nicht aufgehoben, dass die Toten am Ende nach Millionen und Abermillionen zählten.

Ja, ich sah auch Folgen antijüdischer Barbarei. Wir befreiten Balta, das in den 1920er Jahren Hauptstadt der Moldauischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik war, danach saß dort die ukrainische Rayonverwaltung. Dort lebten Juden, polnische Katholiken, russisch-orthodoxe und evangelische Christen. Als wir in die Stadt eindringen, die von den Okkupanten zum jüdischen Ghetto gemacht worden war, fanden wir die Straßen und Gassen voller Leichen. Überlebende berichteten, dass kurz vor ihrer Flucht deutsche Feldgendarmerie und SS gewütet und dieses Blutbad angerichtet hätten. Sie schossen unterschiedslos auf Frauen, Kinder, Männer, Greise, Kranke, einzig deshalb, weil sie Juden waren. Vor dem Krieg soll der Anteil der Juden an der Bevölkerung Baltas bei etwa 80 Prozent gelegen haben. Heute ist er geringer als ein Prozent.

Von Balta zogen Sie mit der Roten Armee nach Rumänien, von Bukarest nach Ungarn, von Budapest weiter in die Slowakei.

Dort, etwa 50 Kilometer vor Brno, erreichte uns die Nachricht vom Ende des Krieges. Im Morgengrauen des 8. Mai wurden wir zum Chef der Politabteilung unserer Armee, Oberst Martynow, befohlen. Ich war Instrukteur der 7. Abteilung, mein Dienstgrad Gardeoberleutnant. Martynow teilte uns mit, vom Stab der 2. Ukrainischen Front sei die Nachricht gekommen, dass Hitlerdeutschland in Berlin vor den Alliierten bedingungslos kapituliert habe. Die Kampfhandlungen würden heute, zwölf Uhr, an allen Fronten eingestellt werden. Merkwürdig, die so lange ersehnte Nachricht über die Kapitulation löste keinen Jubel aus.

Warum nicht?

Weil bei uns noch gekämpft wurde. Erst in der Nacht zum 11. Mai stellten die letzten Wehrmachtseinheiten in unserem Abschnitt die Kampfhandlungen ein. Drei Tage nach der offiziellen Kapitulation. Erst danach tranken wir einen ordentlichen Schluck Wodka auf den Sieg, auf das Ende des Krieges, auf die Befreiung der Völker Europas vom Faschismus und auf den Frieden in der Welt.

Der Krieg war für Sie trotzdem noch nicht vorbei.

Nein. Meine Absicht, nunmehr mein begonnenes Medizinstudium fortzusetzen, erledigte sich durch die Zusage der Sowjetunion, drei Monate nach dem Ende des Krieges in Europa, ihrem Verbündeten USA bei der Niederwerfung des faschistischen Japan zu helfen. Anfang Juni 1945 wurde unsere 53. Armee in Züge verladen, und ab ging es in Richtung Osten. Am 9. Juni hielten wir auf dem Hauptbahnhof in Dresden – ein Foto, auf dem Bahnsteig gemacht, erinnert mich an den kurzen Aufenthalt. Ein erschütternder Anblick: Trümmer, soweit das Auge reichte.

Wir fuhren weiter, Tage und Wochen. Unterwegs teilte man uns endlich mit, dass es in die Mongolei gehe. Dann erhielt ich den Befehl, mich in der Kaderabteilung des Nordwestlichen Militärbezirks in Nowosibirsk zu melden. Deren Chef, Oberstleutnant Baranow, teilte mir mit, die Sowjetunion habe am 8. August Japan den Krieg erklärt. Ich würde Instrukteur in einem der Lager für japanische Kriegsgefangene, die demnächst eintreffen würden. Ich bemerkte, dass ich zwar der deutschen Sprache mächtig sei, aber Japanisch könne ich nicht. Baranow winkte ab, beides seien doch Fremdsprachen. Womit er sagen wollte: Das ist doch kein Unterschied.

Am 2. September kapitulierte Japan. In Nowosibirsk warteten wir vergebens auf Kriegsgefangene. Meiner Bitte, mich zu demobilisieren, wurde jedoch nicht stattgegeben. Im November erhielt ich den Befehl, mich in der Militärverwaltung der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands in der Politischen Abteilung im Regierungsbezirk Halle-Merseburg zu melden. Was ich auch tat.

Also wieder die ganze Strecke retour. Was genau haben Sie bei der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) in Merseburg gemacht? Sie waren dort bis März 1947, ehe sie als 24-jähriger nach Moskau zurückkehrten.

Ich war Zensor in Merseburg. In allen Zonen achteten die Besatzungsmächte gewissenhaft darauf, dass die vier Prinzipien gewissenhaft eingehalten wurden, auf die sie sich in Potsdam verständigt hatten: Dezentralisierung, Demilitarisierung, Demokratisierung und Denazifizierung. Vornehmlich die Entnazifizierung und Entmilitarisierung bedeutete die Unterbindung einer entsprechenden Propaganda. Mir wurden also Manuskripte von Zeitungs- und Rundfunkredaktionen vorgelegt, die ich begutachtete. Manchmal schickte mich mein Chef auch ins Kino, um mir Filme anzusehen.

Mussten Sie oft den Rotstift ansetzen?

Ja, wenn ich die Freigabe mit meiner Unterschrift erteilte. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass ich jemals etwas Inhaltliches hätte beanstanden müssen.

Das Gespräch führte Frank Schumann

* Alexander Bek verarbeitete 1943/44 die Vorgänge im Roman »Die Wolokolamsker Chaussee«, der 1945 veröffentlicht wurde. 1962 erschien die deutsche Übersetzung im Militärverlag der DDR. 1967 erfolgte die Verfilmung des Romans in der Sowjetunion (»Hinter uns liegt Moskau«). Heiner Müller nutzte die Vorlage für einen fünfteiligen Textzyklus, der in den 1980er Jahren entstand und mehrere Jahre an der Berliner Volksbühne im Programm war.